

I. 74.

Ruth Keller

Müllheim

Winterliebe

Rheinfelden. Sie ist bei Kriegsende etwa 15 Jahre alt. Sie macht mit ihrem Vater nächtliche Runden durch die Stadt: Er ist für die Verdunkelung in **Rheinfelden** zuständig. Keine Schule mehr, dafür werden die Mädchen irgendwo eingesetzt: sie in der Küche eines Lagers für ausländische Zwangsarbeiter. Am Schalter muss sie den Fremden heißen, dünnen Kaffee in die Näpfe füllen: Bulgaren, Rumänen, Serben, Kroaten, Franzosen, viele Belgier und Holländer. Sie verliebt sich in den jungen Holländer Wim, der besonders freundlich ist und ihr von sich erzählt. Sie treffen sich im Dunkel der Spätschicht – bis es heller wird. Im März wird sie konfirmiert. Zwei Tage später Getrampel und Freudenschreie im Lager: „Wir dürfen heim, es geht nach Hause!“ Die **Schweiz** hat für sie die Grenzen geöffnet und sich bereit erklärt, die Heimfahrt zu organisieren. Der erste Kuss ist ein Abschiedskuss. Dann kommen die Franzosen. Die Frauen im Lager werden nach Hause geschickt, überall weiße Fahnen. Vom 1. Stock aus sieht sie die Panzer kommen, geöffnete Luken, kein Soldat hat die Waffe im Anschlag, kein Schuss fällt. Die Kolonne steht, die Soldaten verlassen ihre Panzer, strecken sich, rauchen. Einige steigen die Stufen zum Vorgarten hoch, setzen sich in den Schatten einer Kastanie. Einer zupft an einer Ringelblume die Blättchen ab: Sie liebt mich... „Ich sah ihm zu und dachte: Der sehnt sich auch.“



Baracke 1 des Lagers »Sulfur« der I.G.-Farben (Sämtliche Fotos zu diesem Lager aus der Bildchronik von Hermann Sucher, Archiv der Hüls AG)



Kantine



Fotos von den Baracken und der Kantine des IG-Farben-Lagers in Rheinfelden, wo Ruth Keller als 15-jähriges Mädchen arbeitete. Man sieht sie auf dem unteren Bild von damals ganz links unten, ihr holländischer Freund ist stehend ganz rechts zu sehen.

Fotos: Hermann Sucher, Archiv der Hüls AG, Reproduktion: BZ (I.74)

Der Winter 1944/45 war anders als die Kriegswinter zuvor: Ärmer, sorgenvoller, bedrückender. Das Radio brachte Hiobsbotschaften und predigte Durchhalten, indessen die Bilder der zerbombten Städte uns fast das Herz brachen.

Auch in Rheinfelden gab es immer wieder Fliegeralarm, doch die Nähe zur neutralen Schweiz schützte die Stadt vor Angriffen. Während die übrigen Hausbewohner im Luftschutzkeller vor sich hindösten, durfte ich meinen Vater auf seinem Rundgang durchs Viertel begleiten. Er war für die strikte Verdunkelung der umliegenden Häuser verantwortlich.

Bei sternklarem Himmel hörten wir die feindlichen Bombengeschwader über uns hinweg brummen. Dann fragten wir uns beklommen, wo sie diesmal ihre tödliche Fracht abwerfen würden. Am nächsten Morgen stand es in der Zeitung, mit dickem Trauerrand versehen: Stuttgart. München. Nürnberg...

Es war in dieser Zeit, als die Schulen geschlossen, meine Mitschüler zum Schanzen und wir Mädchen an unterschiedliche Einsatzorte geschickt wurden. Ich landete in der Küche eines Lagers für ausländische Zwangsarbeiter. Anfang Januar, Morgens um sechs, begann mein erster Arbeitstag. Der Küchenchef stellte mich an einen offenen Schalter, wo ich heißen, dünnen Kaffee in Blechnäpfe füllte, die mir verschlafene Gestalten über den Tresen zuschoben.

Männer, die jüngsten 18, die ältesten höchstens 35 Jahre alt, zogen in langer Reihe an mir vorüber. Sie kamen von überall her: Bulgaren, Rumänen, Serben und Kroaten, Franzosen, viele Belgier und Holländer. Ja sogar ein Italiener war dabei, mit dem P für Prisoner auf dem Rücken seiner Badoglio-Uniform. Manche schienen von meinem Anblick überrascht und nickten mir verlegen zu.

Wie jung sie waren! Mir wurde schmerzhaft bewusst, dass diese Altersgruppe in unserer Stadt nicht existierte. Nach und nach war sie verschwunden, stand irgendwo „im Feld“. Auf den Plätzen, in den Gassen fanden sich nur alte Männer, Kinder und Frauen, viele von ihnen in Schwarz. Allmählich gewöhnte ich mich an den Rhythmus von Frühschicht und Spätdienst, ans endlose Kartoffelschälen und Gemüseputzen, zusammen mit älteren Frauen vom Ort. Manchmal, wenn ich die Kantine ausfegte, sprach mich der eine oder andere Lagerinsasse an, und ich lernte die fremden Gesichter zu unterscheiden. Bald wünschten wir uns einen „guten morgen“, wenn ich in aller Herrgottsfrühe am Schalter stand.

Einer von ihnen, ein Holländer, war besonders freundlich, trödelte mit seinem Blechnapf herum, versuchte ein Gespräch. Doch die anderen Männer in der Reihe schubsten ihn ungeduldig weiter. Ich mochte ihn, weil er so freundlich war. Deshalb und um der gedrückten Stimmung im Elternhaus für ein paar Stunden zu entkommen, ging ich gern zur Arbeit.

Eines Abends Ende Januar – ich stapfte nach der Spätschicht durch frisch gefallenen Schnee – traf mich etwas an der Schulter. Mich rasch umwenden, entdeckte ich den holländischen Jungen. Er stand da, lächelnd, abwartend, die Hände voll Schnee, bereit zum nächsten Wurf. Ich bückte mich – und schon flogen die Schneebälle hin und her; nicht Schlacht, nicht Kampf, sondern ein Spiel, leicht und lautlos, bis wir auf Armeslänge voreinander standen. Da nahm er seinen roten Schal, schlang ihn um meinen Hals, zog mich an beiden Enden noch näher heran und sagte: „Ich heiße Wim und möchte so gern dein Freund sein. Möchtest du das auch?“

So begann meine erste große, meine „Winterliebe“, denn nur im Schutz der frühen Nacht konnten wir uns treffen. Der Umgang mit Ausländern war verpönt. Wer sich nicht daran hielt und gesehen wurde, landete früher oder später am „schwarzen Brett“. Uns blieb allein die Spätschicht.

Was für ein Glück, wenn Wim auf mich wartete und, den Arm um meine Schulter, zum Lagertor begleitete. Hatte ich Frühschicht, steckten wir uns kleine Briefe zu, und manchmal sang Wim beim Kaffeeholen das Lied vom Meisje, das er so moi fand und ich wusste, er meinte mich. Die hellen Abende des nahen Frühlings schränkten unsere Treffen zusehends ein. Als ich Ende Februar die erste Amsel singen hörte, weint ich.

Im März, an einem frühlingshaften Sonntag, wurde ich eingesegnet. Von Zeit zu Zeit erzitterte die blaue Luft vom dumpfen Geräusch schweren Geschützfeuers. Die Front rückte hörbar näher. Wir Mädchen steckten in schwarzen Kleidern, die uns nicht gehörten und fühlten uns fremd. Der Festtag war überschattet von der Sorge um die allernächste Zukunft.

Zwei Tage später arbeitete ich wieder in der Lagerküche. Draußen war es warm, die Türen standen offen. Da vernahm ich ein klapperndes, trampelndes Geräusch, das rasch näher kam, begleitet von lauten, erregten Stimmen. Ich rannte hinaus und sah sie kommen: Männer in Holzpantinen und verschmutzter Arbeitskleidung stürzten im Laufschrift ins Lager und schrieen: „Wir dürfen heim, es geht nach Hause!“

Schon fuhren Lastwagen auf den großen Lagerplatz. So wie sie waren kletterten die Leute auf die Pritschen, tanzten, sangen und fielen sich in die Arme. Fassungslos beobachtete ich das Geschehen, als Wim zu mir trat. Er brachte kein Wort heraus, drückte mir nur einen kleinen silbernen Schutzheiligen in die Hand, zögerte, umarmte mich plötzlich und küsste mich auf den Mund, lange und fest.

Noch ehe ich begriff, dass dieser erste Kuss zugleich der letzten war, sah ich Wim auf einem der fahrbereiten Lastwagen, die einer nach dem andern aus dem Lager rollten. Völlig benommen winkte ich den Männern nach, als die Kolonne um die Ecke bog und verschwand.

Was war geschehen? Über geheime Drähte hatten sich die Schweizer bereit erklärt, ihre Grenze an diesem Tag für kurze Zeit zu öffnen, die Zwangsarbeiter herein zu lassen und deren Weiterfahrt in ihre Heimat zu organisieren. Womöglich gab es auch wirtschaftliche Gründe für dieses Abkommen, jedenfalls war man diesseits des Rheins froh darüber.

Zugleich wuchsen unter der Bevölkerung Nervosität und Unsicherheit. Würde man die alten Volkssturmmänner zwingen, den bis dahin unversehrten Ort zu verteidigen? Konnte ein hoher Parteiführer die Brücke in letzter Minute sprengen lassen? Schon verteilten ein paar unbelehrbare Starrköpfe Panzerfäuste, die keiner haben wollte.

Mich aber berührte das alles nicht. Ich saß verlassen und traurig auf einer Bank unter einem Baum und blickte verzweifelt hinunter auf die Rheinbrücke. War es möglich, dass sich gestern wie auf ein Sesam-öffne-dich die hässliche Panzersperre aufgetan und den Lastwagen mit Wim hindurch gelassen hatten? Wie konnte sie heute daliegen wie ein stählernes Ungeheuer, schroff und abweisend, als sei das Wunder nicht geschehen?! Mit dem Fernglas durchkämmte ich Meter für Meter des Stacheldrahts in der Hoffnung, ein Zeichen, einen Abschiedsgruss, vielleicht Wims roten Schal zu entdecken. Doch da war nichts als dieser tiefe, fremde Schmerz in mir.

Am 24. oder 25. April gegen Mittag räumte ich mit anderen Frauen die Kantine auf. Ich dachte an Wim und seine lachenden Augen, wenn er hier am Schalter stand. Plötzlich kam jemand auf dem Fahrrad und schrie, wir sollten schnellstens nach Hause gehen, die Franzosen kämen, sie stünden schon in Degerfelden. Niemand sprach ein Wort, jeder suchte hastig seine Sachen zusammen und machte sich auf den Heimweg.

Das Lager befand sich etwas außerhalb. Als ich endlich in die Hauptstrasse einbog, verschlug es mir den Atem. Die große, breite, gerade Straße war menschenleer und seltsam still. An den Fahnenstangen, wo sonst die schwarz-weiß-roten Flaggen wehten, ja sogar aus den Fenstern hingen weiße Tücher, Tischdecken, Laken, ein Meer von weiß. Es sah gespenstisch aus, die ganze Atmosphäre hatte etwas Unwirkliches. Ich spürte Angst. Nicht vor dem Feind, nicht vor Panzern, die jeden Moment auftauchen konnte. Nein, es war das unbestimmte Gefühl von Auflösung, von Abschied und Veränderung und das Wissen, diese bleiche Grabesstille markiert den Beginn des Neuen.

Zuhause empfangen sie mich mit großer Erleichterung. Man hatte uns im Lager einfach vergessen und erst informiert, als bereits Ausgangssperre galt und die Stadt Vorbereitungen zur kampflosen Übergabe traf. Jederzeit konnten die fremden Truppen einmarschieren.

Lärmendes Rasseln schwerer Ketten kündete sie an. Wir bewohnten den 1. Stock des Hauses. Hinter einem Vorhang schaute ich auf die Straße, wo die ersten Panzer vorbei rollten. Auch Geländewagen waren dabei und Motorräder, die schnell an der Kolonne entlang fuhren, verschwanden und wieder mit neuen Meldungen zurückkehrten. Aus ihren geöffneten Panzerluken blickten junge Soldaten aufmerksam in die Runde. Keiner hatte ein Gewehr im Anschlag, nicht ein Schuss fiel. Als die Kolonne zum Stillstand kam, kletterten ein paar Soldaten aus den Luken, sprangen auf die Straße, streckten sich, rauchten.

Es war heiß. Zwei oder drei stiegen die Stufen zu unserem Vorgarten herauf und ließen sich im Schatten einer Kastanie nieder. Einer saß mit dem Rücken an dem Stamm gelehnt, hielt eine Ringelblume in der Hand, zupfte vorsichtig ein Blättchen nach dem andern ab: Sie liebt mich, liebt mich nicht, liebt mich... Ich sah ihm zu und dachte: „Der sehnt sich auch“.

Ruth Keller